

Meine Tage mit Che Guevara, Chruschtschow und Fidel

Bevor ich meinem kleinen Heimatdorf für immer den Rücken zukehren würde, hatte ich beschlossen, noch einmal den alten Schulweg entlangzugehen, um zu sehen, ob er noch da war: jener Kaugummiautomat auf halber Strecke zwischen Schul- und Elternhaus. Ich bog um die Ecke, als ich eine Mädchenbande wahrte, die das kleine rote Metallkästchen mit einem Feuerwerkskörper in die Luft sprengte. Da flogen sie davon, meine kleinen süßen runden Kindheitsträume. Die Mädchen hatten es bestimmt nicht böse gemeint, doch sie bestärkten mich in meinem Entschluss, in die Welt hinaus zu fahren und nie wieder zurückzukehren. Ich fuhr mit dem Schiff von Antwerpen nach Havanna, wo mich Che vom Hafen abholte, um unsere zukünftige gemeinsame WG zu inspizieren. Die kleine Bude befand sich im vierten Stockwerk eines heruntergekommenen herrschaftlichen Mietshauses an der Rampa mit Blick auf das soeben in „Habana Libre“ umbenannte Hilton.

Che und Fidel teilten sich ein Zimmer mit Ventilator. Ich selbst bezog eine kleine stickige Kammer neben der Latrine. Da stand er auch schon in der Tür: „Herzlich willkommen in Havanna“, sagte Fidel und schenkte uns einen billigen Zuckerrohrschnaps ein, von dem er behauptete, dass es sich um Rum handle. „Den haben die Revolutionäre selbst gebrannt“, fügte er nicht ohne Stolz hinzu und kippte den Inhalt seines Bechers in eine Öffnung auf dem Grunde seines Bartes. „Als wir noch studierten, hast du immer großen Wert auf die tägliche Rasur gelegt“, meinte ich zynisch. Mir kamen meine beiden Kumpel ziemlich verwahrlost vor. „Alle freien Kubaner tragen jetzt Bart! Auch dein Rasierzeug wird konfisziert werden!“, lachte Fidel künstlich und stopfte das nach Trester stinkende Loch mit einem Tabakkorken. Er salutierte und verließ die Wohnung.

Ich spülte erst mal ab, um die Küche erkennen zu können, während sich Che an seine Schreibmaschine setzte. Er hockte im Schneidersitz auf dem Boden und tippte unerträglich kitschige Liebesgedichte, die er theatralisch intonierte, um meine Meinung darüber zu erfragen. „Was wird eigentlich meine Aufgabe sein?“, unterbrach ich seine Schmachtkanonaden. „Du wirst mich morgen ins Ministerium begleiten, dann sehen wir weiter. Nikita Chruschtschow kommt auf Staatsbesuch.“ Ich hatte mir die postrevolutionäre Aufbauphase auf Kuba beileibe anders vorgestellt, aber ich wollte kein Spielverderber sein. Die halbe Nacht lang reparierte ich im Hof Ches alten Jeep: Che wollte am nächsten Tag nicht wie gewöhnlich mit dem Fahrrad am Regierungsviertel vorfahren. Wie gut, dass ich mein Werkzeug mitgenommen hatte.

„Venceremos“, brüllte Guevara und stand mit zwei Miniaturtässchen frisch aufgebrühten Chicoreekaffees vor meinem Schlafsack. Der Morgen blinzelte in das offene Fenster meiner Kammer. „Die Revolution braucht keine Schnarchnasen“, dröhnte er. Ich hatte einen Alptraum von einer Kaugummiautomaten-Sprengung gehabt und brauchte lange, um mich zu sammeln. Wir fuhren den Malecon entlang, wo sich bereits die ersten Angler eingefunden hatten. Es war ein herrlicher Morgen.

Che parkte den Jeep direkt vor dem Parlament. Fidel und Chruschtschow standen schon vor dem Haupteingang und verteilten Autogramme an die Frühaufsteher. „Guten Morgen, Genossen!“, rief Nikita und knutschte uns ab. Er roch nach Alkohol und auch der Maximo Lider schien schon gebechert zu haben, als ich seinen ungeschickten Bruderkuß empfing.

Wir setzten uns in das kleine Konferenzzimmer, wo Raul, Castros jüngerer Bruder und Verteidigungsminister sowie Camilo Cienfuegos bereits mit Chicoreekaffee und weichen Keksen warteten. Außer dem amerikanischen Geheimdienst in Form von Putzpersonal war niemand anwesend. Der Kremlchef packte eine kleine Atombombe aus und stellte sie auf den Tisch. „Dies ist mein Angebot...“, flüsterte er gewichtig. „...Kommunismus plus Atombombe für Kuba oder... Abbruch der Verhandlungen und keine Atombombe!“, prustete er lachend hervor.

„Kommunismus und Atombombe für Kuba!“, schrie Fidel und unterzeichnete den Bruderstaatenpakt mit einer übertrieben schnörkeligen Unterschrift. „Du gefälltst mir!“, sagte Nikita und begrub den Kubaner unter schmatzenden Küssen. Che schaute mich an und verdrehte die Augen. „Das ist typisch Fidel“, flüsterte er mir ins Ohr, „er fällt alle Entscheidungen allein.“ Ich hasste Chruschtschow, ich hatte ihn schon immer gehasst. Doch jetzt kam er mir noch viel widerwärtiger vor mit seinem fetten schlitzäugigen Grinsen. „Er ist nicht nur der allergrößte Antiimperialist, er ist auch das allergrößte Arschloch“, dachte ich und verließ die Tafelrunde, um an einem geöffneten Fenster Luft zu schnappen.

„Alles setzen!“ brüllte der Sowjet. „Auch der Deutsche! Jetzt wird gefeiert!“ Raul und Camilo servierten das zweite Staatsgeschenk: eine Fünf-Literpulle Kartoffelschnaps, von dem Chruschtschow behauptete, dass es sich um Wodka handle. Die Mittagshitze kroch durch die Fenster als der Kanister den letzten Schluck ausspuckte. Ich hatte mir all die hundert Gläschen in den Kragen geschüttet und war nüchtern wie das Neugeborene einer Zeugin Jehovas. Nur mein Hemd war nass und stank entsetzlich nach Taiga. Die frischgebackenen Kommunisten und der dicke Russe lagen unter dem Tisch.

Schnell entschärfte ich die Atombombe und warf den Zünder aus dem Fenster. Dann legte ich mir den Che über die Schulter und eilte mit dem Bärtigen huckepack zu dessen Auto. Der Jeep ließ mich nicht im Stich. Ich raste zum Hafen. In diesem Augenblick gab das chilenische Frachtschiff NERUDA das Signal zum Auslaufen. Ich hastete humpelnd mit meinem besoffenen Gepäckstück über den Kai und bekam im letzten Moment eine der soeben gelösten Leinen zu fassen. Zwei Chilenen zogen uns an Bord. „Ist das nicht Ernesto Che Guevara?“, fragte einer der beiden Matrosen.

„Sehr richtig!“, antwortete ich und schraubte meine ausgekugelten Arme zurück in ihre Pfannen. „Sorgen sie dafür, dass dieser Mann in Südamerika weitere Revolutionen anzettelt, er taugt nicht zum Beamten!“ sagte ich und sprang in das Hafenwasser. Ich fuhr mit dem Jeep zurück in die WG, rollte meinen Schlafsack zusammen, schrieb Fidel einen Abschiedsbrief und ging zu Fuß zum Malecon. Ich verscheuchte ein paar Jugendliche von ihren LKW-Schläuchen, mit denen sie im Wasser herumtollen und band mir daraus ein Floß zusammen. Drei tage später hatte ich Key West erreicht. Ich trampete nach Miami und nahm den nächsten Flieger nach Berlin.